



Ist Sachsen anders?

Eine historische Bestandsaufnahme

André Thieme

Umwälzungen der Nachwendejahre: Industriebrache der ehemaligen Strickwarenfabrik Aktivist Zwickau-Planitz © Wikimedia (Schlockerwitz)

¹ Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München 1992; Aleida Assmann: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München 1999.

Um es vorweg zu sagen: Die Prägekraft langfristiger historischer Mentalitäten wird generell überschätzt. Historische Rückschauen bis tief ins Mittelalter hinein, um „Volkscharaktere“ zu destillieren oder um kulturelle Codierungen heutiger Gesellschaften zu entschlüsseln, erfreuen uns gelegentlich im Feuilleton und manchem Sachbuch, halten aber wissenschaftlichen Kriterien selten stand. Viel stärker als uns die Vergangenheit vorgeblich prägt, prägen wir die Vergangenheit, die wir aus gegenwärtigem Blickwinkel und aus gegenwärtigen Befindlichkeiten heraus fortwährend neu interpretieren und dadurch quasi aktualisierend überschreiben.

Deshalb verrät unser Bild von der Vergangenheit häufig mehr über uns als über diese. Dennoch gibt es länger wirkende historische Traditionen und Kontinuitäten, die unter dem von Jan und Aleida Assmann eingeführten Begriff vom „kulturellen Gedächtnis“ treffend gefasst werden können. Dabei geht es um generationenübergreifend eingeübte Bilder, Texte und kulturelle Praktiken, von denen historisches Bewusstsein und Weltvorstellung mit geprägt werden.¹ Kurzfristiger, aber intensiver wirken die Einflüsse des kommunikativen Gedächtnisses, das sich aus den vorzugsweise mündlichen, persönlichen und emotionalen Überlieferungen innerhalb

einer engeren sozialen Gruppe speist. Gemeinsam fügen sich das kulturelle und das kommunikative Gedächtnis zu einem kollektiven Gedächtnis zusammen, von dem auch historisch begründete Mentalitäten vermittelt werden.

Doch eben diese historischen Mentalitäten in all ihrer Fragilität sind wiederum nur ein Teil der kulturellen Identitäten, die sich diskursiv ausformen und die dementsprechend, manchmal hoch aktuell, gesellschaftliche Zustände reflektieren. Kulturelle Identitäten entstehen in Abgrenzung des Eigenen vom Fremden – und damit immer wieder neu. Sie sind nicht zwangsläufig und nicht zwangsläufig vordergründig historisch konnotiert, und sie werden überhaupt neben mentalen stärker noch von sozialen Gegebenheiten geprägt.

Was ist dennoch mit Blick auf Sachsen, seine Geschichte und seine historischen Mentalitäten zu sagen?²

Eine besondere ältere Geschichte?

Die Frage, ob Sachsen anders sei, wurzelt in der gegenwärtigen öffentlichen Wahrnehmung: Zu konstatieren sind hierzulande eine Häufung rechtsextremer Straftaten, wiederholte schwere Krawalle vor (geplanten) Flüchtlingsheimen, rechtspopulistische bzw. rechtsextreme Wahlerfolge, eine durch PEGIDA sichtbar gewordene, bis in die Mitte der Gesellschaft greifende Kultur der Fremden- und Islamfeindlichkeit sowie ein außerordentlicher Vertrauensverlust in die „etablierte“ bundesdeutsche und europäische Politik und „ihre“ Medien.

Im Blick auf die erfolgreichen rechtspopulistischen Bewegungen in Österreich, Frankreich und den Niederlanden, auf den Wahlerfolg Donald Trumps in den USA und die Brexit-Entscheidung relativieren sich freilich viele der exklusiv auf Sachsen projizierten Eigenarten – erst recht, wenn man den Blick auf die in nationaler Abschottung verharrenden ostmitteleuropäischen Nachbarn richtet. Die Auffälligkeit Sachsens besteht vor allem im innerdeutschen Vergleich, der bei Lichte betrachtet ein Ost-West-Vergleich ist. Doch der Reihe nach.

Gibt es historische Sonderentwicklungen Sachsens gegenüber anderen deutschen Regionen und Bundesländern? Ja, selbstverständlich, hat Sachsen doch eine sehr spezifische, eine sehr eigene Landesgeschichte – so wie die anderen deutschen Länder/Regionen auch. Aber wenn wir auf die ältere sächsische

Landesgeschichte blicken, so weist nichts, wirklich nichts, auf eine exklusive sächsische Sonderstellung, die für eine historische Erklärung der gegenwärtigen Phänomene in Anspruch genommen werden könnte – nicht mehr zumindest, als in anderen Teilen und Regionen Deutschlands auch.

Dass Sachsen überhaupt erst durch massenhafte Migrationen des 12./13. und 15./16. Jahrhunderts im Zusammenwachsen Eingessener und Zugewanderter seine bevölkerungsmäßigen, siedlungsgeografischen, rechtlichen und mentalen Strukturen ausgeprägt hat, hat für die heutige sächsische Gesellschaft ebenso wenig Relevanz wie die teilweise bedrückende konfessionelle Enge unter den lutherischen Obrigkeiten des späten 16. und 17. Jahrhunderts oder die nach der Konversion des wettinischen Herrscherhauses im 18. Jahrhundert aufbrechenden religiösen Zwigigkeiten mit ihren teils gewaltsamen Übergriffen auf Katholiken. Nichts davon hat sich im kulturellen Code des heutigen Sachsen „historisch-genetisch“ erhalten. Die politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und mentalen Revolutionen der Moderne haben dieses Erbe nachhaltig überschrieben und weithin gelöscht. Und selbst wenn sich Reste davon in Traditionen, Überlieferungen und Gewohnheiten verschüttet und vergraben erhalten hätten – nichts wäre ausgefallen, nichts auffällig, nichts so besonders, dass es nicht auch in anderen Teilen des Alten Reiches/Deutschlands ähnlich gewesen wäre. Vergessen wir also diese spannende ältere Geschichte, wenn wir das heutige Sachsen analysieren wollen.

Sicher, Sachsen ist von der Modernisierung des 19. und 20. Jahrhunderts dann besonders geprägt worden. Industrialisierung, Bevölkerungszuwachs, Verstädterung und Entkirchlichung setzten hier früher und entschiedener ein als in den meisten anderen Regionen Deutschlands und gaben Raum für ideologische Mobilität, für neue politisch-religiöse Bewegungen: Sozialdemokratie, Kommunismus und auch Nationalsozialismus haben in Sachsen zeitig und breit Widerhall gefunden. Aber nichts davon ist im innerdeutschen Vergleich wirklich außergewöhnlich, erst recht, wenn man sozial vergleichbare Regionen in den Blick nimmt. Alle Narrative, die ein kulturelles Gedächtnis Sachsens auf heute konstatierte gesellschaftlich-politische Verwerfungen hinführen wollen, beruhen nicht auf Analyse sondern auf rückwärts gerichteter Konstruktion.

2 Und was ist nicht zu sagen; denn zunächst müssten die jeweiligen Träger einer sächsisch-historischen Gruppenidentität identifiziert und die Frage in den Blick genommen werden, wodurch diese Gruppenidentität bestimmt wird und wen sie auszugrenzen versucht. Aus einer unterstellten kulturellen Eigen-Identität dieser Sachsen wäre danach der spezifisch sächsische Anteil herauszukristallisieren und nach seinem Gewicht innerhalb dieser unterstellten Gesamtidentität zu bestimmen – alles in allem eine hoch komplexe und interdisziplinäre Aufgabe, der in diesem Essay tiefer schürfend nicht gerecht zu werden ist. Hier bleibt nur eine vorsichtige Sondierung und Problemvermessung.

Eine besondere jüngere Geschichte!

Es bleibt, was ohnehin naheliegt. Wenn wir historisch, soziologisch, kulturell oder mental das heutige Sachsen erklären wollen, müssen wir den Blick auf die jüngere Geschichte lenken, auf die letzten 70 Jahre, die Ära des kommunikativen Gedächtnisses, des Selbst-Erlebten, der großen Zäsuren und Umbrüche. Es geht um die Teilung Deutschlands und um seine Wiedervereinigung. Hier liegen, weder unerwartet noch verborgen, die Ursachen für die vor allem aus dem alten Westdeutschland wahrgenommene Andersartigkeit Sachsens, die also eine Andersartigkeit des Ostens Deutschlands ist, der 1945 unter den Einfluss des sowjetischen Imperiums geriet, der damit für 45 Jahre Teil der sogenannten „sozialistischen Staatengemeinschaft“ wurde und der nach 1990 einen gewaltigen, wirklich außergewöhnlichen Transformationsprozess durchlief. Schon aus diesem Grund ist im Übrigen ein bloßer Vergleich West- und Ostdeutschlands ohne Blick auf die anderen sozialistischen Staaten wenigstens Mitteleuropas unvollständig. Erst der parallele Blick auf Tschechien, Polen, Ungarn und die Slowakei ermöglicht eine abgerundete Analyse der ostdeutschen Gesellschaft und ihrer Entwicklungen nach 1990 – und er schützt nebenher vor allzu vorschnellen Urteilen und Vorurteilen.

Die Ursachen für eine wie auch immer zu fassende, wie auch immer soziologisch zu quantifizierende Andersartigkeit Sachsens aus der jüngsten Geschichte zu erheben ist nicht Aufgabe dieses Beitrages. Aber wenigstens fünf grundlegende historische Befunde bzw. Thesen für die signifikant erhöhte Fremdenfeindlichkeit, für das stärkere Fußfassen rechtspopulistischer Bewegungen und für die stärkeren Vorbehalte gegenüber den politischen und kulturellen Eliten seien angedeutet:

1. Soziale Wandlungen. Der Blick auf die politisch gewollte (und notwendige) „Aufarbeitung“ der DDR-Geschichte hat gleichwohl lange verstellt, welche sozialen und mentalen Folgen die großen Transformationsprozesse nach 1990 in Ostdeutschland gezeitigt haben. So wohlfeil es scheinen mag, die Wurzeln einer andersartigen ostdeutschen Gegenwartsgesellschaft hauptsächlich der toten DDR anzulasten, die Umwälzungen der Nachwendejahre dürften gravierendere Spuren hinterlassen haben. An erster Stelle stehen die sozialen und mentalen Irritationen im Zuge der ostdeutschen Wirtschafts- und

Rechtsanpassung der 1990er Jahre mit ihren Massentlassungen, beruflichen und besitzrechtlichen Verunsicherungen. Auch über die wirtschaftliche Konsolidierung seit dem Ende der 1990er Jahre hinaus hat diese Transformation – gerade angesichts der bei vielen übergroßen revolutionären Hoffnungen und Erwartungen – bleibende Irritationen und Enttäuschungen hinterlassen, die zu keinen grundlegenden, aber nur langsam wachsenden graduellen Mentalitätsunterschieden in Ost und West geführt haben.

2. Demografische Wandlungen. Gravierende Folgen für Meinungsbildung und politischen Diskurs zog und zieht die stetig gebliebene Abwanderung von „jungen, gebildeten Ostdeutschen“ in den Westen nach sich. Mit Ausnahme der größeren Städte Dresden und Leipzig, die ihrerseits sogar Wanderungsgewinne verzeichnen, hat das zu einem immer spürbareren Verlust an intellektueller Substanz in den ländlichen Räumen geführt – eine im Übrigen keineswegs exklusiv ostdeutsche Entwicklung, die sich hier aber mit einer zweiten Entwicklung überlagert, nämlich:

3. Westdeutsche Eliten im Osten. Die im internationalen Vergleich durchaus gelungene Transformation und Integration Ostdeutschlands hätte ohne den gewaltigen westdeutschen Kompetenz- und Personaltransfer so nicht stattfinden können. Die Begleit- und Folgeerscheinungen führen allerdings bis heute zu gesellschaftlichen Verzerrungen. Die politischen, administrativen, wirtschaftlichen und akademischen Eliten in Sachsen und ganz Ostdeutschland werden weit überproportional von Westdeutschen dominiert. Erstaunlicherweise hat sich dieser Effekt in den letzten Jahren nicht abgeschwächt. Weite Teile der „alt-sächsischen“ Einwohnerschaft haben dadurch keinen persönlichen Bezug zu den neuen Eliten, es sei denn als Angestellte oder Untergebene. Die Folge ist eine stärkere Entkoppelung der neuen politischen, akademischen und wirtschaftlichen Elite von großen Teilen der alteingesessenen, älteren Dagebliebenen mit DDR-Biografie, die als Fremdbestimmung interpretiert wird. Eine daraus gefühlte Ohnmacht schlägt sich in der vergleichsweise geringeren Zufriedenheit Ostdeutscher mit den politischen Partizipationsmöglichkeiten verstärkend nieder und mündet in einem größeren Misstrauen gegenüber dem politisch-kulturellen Establishment und „seinen“ Medien.

Ganz konkret fehlen die Stimmen der (westdeutschen) Eliten und der abgewanderten jungen (ostdeutschen) Gebildeten aber auch

im alltäglichen privaten und kollegialen Diskurs – mit Folgen für die politische Meinungsbildung, weil dadurch durchschnittlich liberalere und tolerantere Stimmen fehlen. Sogenannte rechtspopulistische Echokammern sind infolgedessen seit der katalysierenden Flüchtlingskrise gerade in Sachsen längst nicht mehr nur virtuell, sondern durchaus real vorhanden, auch jenseits der PEGIDA-Demonstrationen und -Klientel. Dieses erfolgreiche Heraustreten aus der Meinungsisolation hat zu einer graduellen Ausweitung, Verfestigung und Vertiefung der fremdenfeindlichen und rechtspopulistischen Einstellungen in Ostdeutschland erheblich beigetragen.

4. Abschottung statt (Welt-)Offenheit. Als Folge des Weltkrieges und der anschließenden Umsiedlungen und Vertreibungen etablierten sich im bis dahin häufig multiethnischen Ostmitteleuropa (einschließlich der DDR), historisch gesehen erstmals, wirklich weitgehend national homogene Staaten, die unter dem Deckmantel eines „proletarischen Internationalismus“ und allen Verwerfungen dessen, was konkret unter der jeweiligen Nation zu fassen sei, eine ausgesprochen „nationale Kultur“ entwickelten und propagierten und weitgehend immun gegen multikulturelle Einflüsse blieben. Zu einer kulturellen Begegnung und einem kulturellen Austausch etwa mit den kasernierten Vertragsarbeitern aus Moçambique, Kuba und Vietnam kam es in der DDR folgerichtig nicht; Erfahrungen mit muslimischen Kulturen blieben völlig aus.

Dagegen setzte in Westeuropa und gerade in der Bundesrepublik seit den 1950er Jahren eine fortgesetzte Zuwanderung ein. Kulturelle Begegnung wurde dort Alltag; Konflikte früh ausgetragen. Die unterschiedliche Ethnogeografie hat sich auch 26 Jahre nach dem Mauerfall nicht angeglichen. Westdeutschland ist bis weit in den ländlichen Raum hinein ein immer sichtbarer migrantisch geprägtes Land; Ostdeutschland mit Ausnahme von Berlin ist, auch als Folge der rechtsradikalen Ausschreitungen und Anschläge der 1990er Jahre, ein national homogeneres Land geblieben. Dieses kulturelle Nicht-Erbe ist nolens volens im Osten Deutschlands (ebenso wie in Ostmitteleuropa) virulent und eine psychologische Hypothek. Die anthropologisch völlig selbstverständliche „Angst vor dem Fremden“ wird deshalb in Ostdeutschland angesichts der Flüchtlingsbewegungen und auch angesichts der schon im „Westen“ wahrgenommenen multiethnischen Migration zu-

mindest graduell stärker aktiviert. Faktisch heißt das, sozialisierte Ostdeutsche müssen im Durchschnitt größere intellektuelle und emotionale Energie aufbringen, um solche reflexartigen Ängste zu kontrollieren.

5. Die „nationale“ Revolution von 1989/90. Die Friedliche Revolution klang letztlich unter dem Label deutscher Einheit aus. Aus dem Ruf „Wir sind das Volk“ wurde „Wir sind ein Volk“ und der wiedervereinigte „Nationalstaat“ Deutschland zur Heilserwartung. Diese Renationalisierung war ebenso Bestandteil der revolutionären Emanzipationsbewegungen in Polen, Tschechien und Ungarn, und sie war gewissermaßen zwangsläufig, erfolgte sie doch in bewusster Ablehnung des oktroyierten proletarischen Internationalismus, einer Chiffre, die als sowjetische Fremdbestimmung verstanden wurde. Aber ausgerechnet die Revolution und ihr Wunsch nach nationaler Einheit haben einen weiteren Keim für den mentalen Dissens zwischen Ost und West gelegt. Für Ostdeutschland bilden Revolutionserfahrung und Revolutionserinnerung bis heute einen Kern der kollektiven Identität, – während sich die westdeutsche Identität durch die Wiedervereinigung letztlich kaum herausgefordert fühlte. Mit Volk und Nation machten 1989/90 überdies zwei Begriffe noch einmal revolutionäre Karriere, die im wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskurs Westdeutschlands bereits damals umstritten waren. Dem „Deutschland, einig Vaterland“ im Osten stand eine bei den führenden kulturellen Eliten im Westen schon stärker verbreitete europäische Perspektive und ansatzweise europäische Identität gegenüber. Diese mentale Kluft hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten verringert, aber die immer noch stärker nationale Fundierung ostdeutscher Mentalität blieb, nicht zuletzt durch die Permanenz der revolutionären Polit-Eliten und ihrer Rhetorik als ein Erbe der Friedlichen Revolution erhalten.

Trotz allem, gerade im europäischen Vergleich scheinen die sozialen und mentalen Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland nur graduell, der langfristige Prozess einer Nivellierung ist längst angelaufen und schreitet fort. Auch wenn die Flüchtlingskrise bestehende Differenzen noch einmal unters Brennglas gestellt hat, überwiegen die politischen, kulturellen und mentalen Gemeinsamkeiten oder wenigstens doch Ähnlichkeiten. Und die gemeinsamen globalen Herausforderungen dürften über kurz oder lang eine mentale Annäherung weiter beför-

- 3 Vgl. Beat Siebenhaar: Der sächsische Dialekt, in: Matthias Donath/André Thieme (Hrsg.): Sächsische Mythen. Leipzig 2011, S. 91-100.
- 4 Dazu Thomas Schaar-schmidt: Regionalkultur und Diktatur. Sächsische Heimatbewegung und Heimat-Propaganda im Dritten Reich und in der SBZ/DDR. Köln 2004.

dern, in Deutschland – und hoffentlich auch in Europa und in der Welt.

Sachsen – pars pro toto für den Osten

Im Zuge der Flüchtlingskrise haben sich Protest und Ausschreitung immer wieder in Sachsen ereignet bzw. wurden dort als besonderes sächsisches Phänomen wahrgenommen. Obwohl die historischen Gründe einer Sonderstellung also den ganzen Osten Deutschlands betreffen, stand und steht immer Sachsen voran. Die Gründe dafür sind einerseits strukturell und andererseits hausgemacht.

1. Sachsen ist das dichtbesiedeltste und einwohnerstärkste der „neuen“ Bundesländer, und nur in Sachsen gibt es – lässt man den Sonderfall Berlin beiseite – mit Leipzig und Dresden zwei Großstädte. Es ist also bevölkerungsstatistisch kein Wunder, dass ausgerechnet hier (in Dresden) die kritische Masse einer wahrnehmbaren Demonstration wie der von PEGIDA überschritten wurde und dass sich in Sachsen fremdenfeindliche Vorfälle statistisch häufen.

2. Seit den 1990er-Jahren konnten sich in Sachsen rechtsextreme Strukturen etablieren und verfestigen, die teilweise bis in die etablierten Lokalgesellschaften vorgedrungen sind und dort verhängnisvolle Wirksamkeit u. a. als sich immer wieder selbst reproduzierende Jugendbewegung entfalteten.

3. Die sächsische Identität speist sich in besonderer Weise aus den Erfahrungen und Erfolgen der Friedlichen Revolution. Daran knüpfte PEGIDA bewusst an. Mit der zielsicher aufgegriffenen Tradition der 1989er Montagsdemonstrationen reklamierte sie für sich durchaus erfolgreich den Nimbus einer patriotischen (sächsischen) Bürgerbewegung.

4. Dazu tritt die besondere symbolische Bedeutung Dresdens als Bühne politischer Proteste und Auseinandersetzungen. Es erregt deutlich größere mediale Aufmerksamkeit, wenn man vor der Dresdner Frauenkirche oder auf dem Dresdner Theaterplatz demonstriert als auf den Marktplätzen von Stendal, Döbeln oder Rudolstadt.

5. Sachsen und der „sächsische Dialekt“ stehen aus westdeutscher Sicht seit jeher beispielhaft für den deutschen Osten und die DDR. Das und die historisch gefestigte sächsische Identität machen Sachsen medial besonders wahrnehmbar und besonders identifizierbar, was die pauschale Zuschreibung regionaler Charakteristika erleichtert.

6. Der öffentlichen Selbstinszenierung, den Demonstrationen und Aufläufen rechtspopulistischer und fremdenfeindlicher Bewegungen konnten dort Grenzen gesetzt werden, wo ihnen frühzeitig die Mehrheitsgesellschaft im Konsens und angeführt von den etablierten Parteien, ihren Spitzenpolitikern und gewählten Amtsträgern entgegengetreten ist. Das ist in Sachsen auf Landesebene und lokal gerade in Dresden ausgeblieben. Die Reaktionen der maßgeblichen sächsischen CDU-Landespolitik im Großen und der Dresdner Stadt-oberen/der Dresdner Stadtverwaltung im Kleinen changierten allzu lange zwischen bewusstem, manchmal beifälligem Ignorieren und erbärmlichem Versagen. Klare Bekenntnisse blieben aus oder erfolgten, wenn sie dennoch abgefordert wurden, stets mit dem penetranten Verweis auf gleichzeitige, ebenso gefährliche linksextremistische Tendenzen und Straftaten.

Sachsen-Bashing als westdeutsches Problem

Die Karikatur des Sachsen, seiner Mentalität und seines Dialekts reicht bis ins 18. Jahrhundert zurück. Sie ist Folge der damaligen gravierenden politischen und intellektuellen Verschiebung im Reich und seinen territorialen Nachfolgern und erfuhr mit dem anhaltenden Aufstieg Preußens zur deutschen Vormacht im 19. Jahrhundert eine erhebliche Konjunktur. Als „Bliemchen-Sachse“ etablierte sich das populäre Bild eines provinziellen, kleingeistigen sächsischen Spießbürgers voller Einfältigkeit, Geschwätzigkeit und Überheblichkeit, die mit der nachhaltigen Diffamierung des sächsischen Dialekts einherging.³

Gescholten wurden Sachsen (und Bayern) im damaligen aufstrebenden preußisch-deutschen Reich als Inbegriff provinzieller/regionaler Identität und altdeutscher Kleinstaaterei. Die Schelte diente letztlich einer preußischen Selbstkonstruktion als Nabel der deutschen Welt, von Zentralität und Berliner Bedeutsamkeit, hat aber auch nach dem Untergang des Deutschen Reichs und Preußens nichts von seiner populären Prägnanz verloren. Martin Mutschmann, nach 1933 Gauleiter und Reichsstatthalter Sachsens, schrieb sich deshalb eine Rehabilitierung der geschmähten Sachsen auf die Fahnen, eröffnete einen Feldzug gegen die sogenannten „Sachsenkomiker“ und verordnete den Sachsen selbst hochdeutsche Sprecherziehung.⁴ Vergeblich, denn über den charakteristischen Slang Walter Ulbrichts und die sächselden

DDR-Grenzsoldaten behielten Sachsen und das Sächsische vor allem in Westdeutschland einen negativen, provinziellen Beigeschmack. Die Sachsenschelte der Gegenwart kann also durchaus an eingeübte historische Bilder und Charakteristiken anknüpfen.

Untergründig dürfte auch das dazu beigetragen haben, dass das Sachsenbashing zum reflexartigen und ritualisierten medialen Begleiterinden Zeiten von Massenzuwanderung und Flüchtlingskrise, von fremdenfeindlichen Protesten und Übergriffen geworden ist. Einen vorläufigen Höhepunkt stellten die Äußerungen nach der zunächst misslungenen Chemnitzer Festnahme und dem späteren Leipziger Selbstmord des mutmaßlichen islamistischen Terrorverdächtigen Jaber Albakr in einer sächsischen Haftanstalt dar. Sachsen wurde zum „failed state“ erklärt,⁵ den Sachsen pauschal ein Austritt aus der Bundesrepublik nahegelegt und gelegentlich auch die deutsche Wiedervereinigung bedauert.

Im Vokabular und in der kollektiven Stigmatisierung erfüllte dieses Sachsen- bzw. Ostdeutschen-Bashing gelegentlich durchaus den Tatbestand der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit. Rhetorisch-strukturelle Parallelen zu den demagogischen, populistischen und rassistischen Aversionen gegen Flüchtlinge, Fremde und besonders gegen muslimische Migranten sind nicht von der Hand zu weisen. Und das sollte für so manchen gutmeinenden Sachsen-Basher Grund genug zum gelegentlichen Innehalten, zu Mäßigung und Analyse sein. (Gleichzeitige Hoffnungen, die medial gepushten Sachsen-Aversionen könnten den hiesigen fremdenfeindlichen Demagogen, Populisten und Rassisten im Rückschluss ihrerseits Anlass geben, eigene Kategorisierungsmuster und vorurteilende Gruppenzuschreibungen zu überprüfen, sind wohl überzogen.)

Über Sachsen, soviel steht fest, ist aus den allzu häufig pauschalisierenden Beschimpfungen eigentlich recht wenig zu erfahren. Eine wichtige Rolle spielt die Sachsen-Schelte stattdessen für die westdeutsche Gesellschaft selbst. Das Sachsenbashing überdeckt die Angst der dortigen Eliten vor der eigenen Fehlbarkeit, vor den Rassisten, Demagogen und Populisten nebenan. Das Rassistische, das national Aggressive, das Rechtsextreme wird räumlich aus dem „weltoffenen Westen“ in den „rückständigen Osten“ outgesourct, wo man es gern weiter gibt: aus Leipzig nach Dresden, aus Dresden nach Freital und Heidenau ...

Das Sachsen-Bashing dient letztlich der Selbstvergewisserung eigener westdeutscher Überlegenheit. Es dient der Konstruktion einer scheinbaren westdeutschen Mehrheitsgesellschaft, die „anders“ ist. Es behauptet, in einem qualitativ deutlich messbaren Maße moralischer, demokratischer, weltgewandter zu sein. Es appelliert an das nun schon 26-jährige Unbehagen über eine deutsche Einheit, die den europaorientierten Eliten Westdeutschlands – im Großen und Ganzen zu Recht! – als nationalstaatliche Retardierung erschienen ist. Es bedient das Klischee vom abgehängten, sozial deprivierten Ossi, den man heute nicht mehr an seinen Kleinwagen und schlechten Klamotten erkennt, sondern bestenfalls an seinen schlichten Weltvorstellungen, schlimmstenfalls an einer rechtsextremen Geisteshaltung.

Sollte dieses Ostdeutschen-/Sachsen-Bashing freilich dazu beitragen, dass PEGIDA und PEGIDA-Mentalitäten im Westen weniger Fuß fassen konnten und können, dann hätten die fragwürdigen Überzeichnungen ihren tieferen Sinn gefunden. Ich möchte allerdings bezweifeln, dass dies als Bollwerk dauerhaft reicht. Denn so „anders“ ist Sachsen eben nicht!

5 Beispielhaft dafür Jakob Augstein auf Twitter am 14.10.2016: <https://twitter.com/augstein/status/786311007916462080>; und Florian Gathmann in Spiegel Online ebenfalls am 14.10.2016: <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/jaber-al-bakr-suizid-in-sachsen-failed-freistaat-kommentar-a-1116399.html>.

Autor

Dr. André Thieme
Staatliche Schlösser,
Burgen und Gärten
Sachsen gGmbH
Leiter Museen
Stauffenbergallee 2 a
01099 Dresden